



Blog Georgien 2010



Vorbereitung

.... impfen, buchen, büffeln, packen, trainieren, studieren, an den Velos schraubeln ...

Ich habe vor ein paar Jahren das georgische Nationalepos "Der Mann im Pantherfell" gelesen und war ganz begeistert. Damals wusste ich noch nicht, dass ich schon bald selber in dieses Land reisen würde.

Hier eine Zusammenfassung der [Geschichte von Rustaweli](#)

Reto hat als Vorbereitung das [georgische Alphabet](#) gelernt, damit wir die Wegweiser entziffern können.



Die Sprache ist ein wenig gewöhnungsbedürftig. Z. B. 1, 2, 3 ... 10: erti, ori, ssami, otchi, chuti, ekwssi, schwidi, rwa, sschra, ati. "Guten Abend" heisst kurz und prägnant "ssag'mo mschwidobissa".

Präludium

Heute haben wir fertig gepackt. Wie immer mit dem guten Vorsatz mit leichtem Gepäck loszuziehen. Am Schluss hatten wir doch wieder üppige 48 kg auf der Waage (uns nicht mitgerechnet).

Am Flughafen galt es wieder die Velos auf das IATA-Normmass zusammenzustauchen: Pedalen weg, Vorderrad weg, Sattel weg, Lenker abmontieren, Kettenwechsler weg, Luft raus ... und dann mit viel Schweiss und Flüchen rein in die Velotaschen.

Beim Einchecken hat dann der zuständige Angestellte grosszügigerweise den Ausnahmezustand ausgerufen und über alle überschüssigen kg und cm hinweggeschaut und uns mit den besten Wünschen nach Georgien entlassen.

Jetzt galt es noch unsere Pflanzen an die Frau zu bringen. Dank unseren lieben Nachbarinnen Ruth, Brigitte und Antonia kein Problem! Prunkwinde (Ipomea), Orchideen und die blau blühende Wunderpflanze von Paddy und Bettina sind in besten Händen.

Reise nach Tbilissi

Flug nach Warschau, dann 10 Stunden Aufenthalt, Stadtbesichtigung, ermüdendes Warten auf den Nachtflug nach Tbilissi, Morgens um vier Uhr Ankunft mit kaninchenroten Augen. Das Gepäck ist uns glücklicherweise gefolgt. Dann jedoch der grosse Schreck! Beim Versuch, die Velos zusammen zu bauen, stellen wir fest, dass das wichtigste Werkzeug unerklärlicherweise verloren gegangen ist. Da wir wissen, dass die Georgier Spätaufsteher sind, warten wir bis zur Morgendämmerung und verladen dann Velos und Gepäck in ein Taxi. Auf der Autobahn in die Stadt begegnen uns alte Frauen, die in gebückter Haltung mit Handbesen die Strassenränder reinigen. Wir werden bequem bis vor die Haustüre von Dodo, der Landlady unserer Residenz in Tbilissi geführt.



Unser Zimmer ist noch nicht bezugsbereit. Und so setzen wir uns in den Hof und trinken den offerierten türkischen Kaffee. Zum Glück ist Dodo stolze Besitzerin eines alten Rollgabelschlüssels, und so können wir mit viel Improvisation dennoch unsere Räder zusammenbauen. Dann legen wir uns ins Bett und schlafen.

Erste Eindrücke der georgischen Hauptstadt

Am Nachmittag spazieren wir ziellos durch die Nachbarschaft. Es ist kühl, manchmal regnet es ein wenig. Auf allen grösseren Strassen herrscht chaotischer Verkehr. Deren Überquerung enthält alleine schon alle Zutaten einer Abenteuerreise. Es gibt unzählige Arten von Autohupen und auch die Polizei macht sich lautstark bemerkbar. Neben ihren Sirenen gebrauchen sie Lautsprecher um Verkehrssündern ihre Sünden einzubläuen. Die Wohlstandsunterschiede sind gewaltig: Neben Häusern die kurz vor dem Zusammenbrechen sind gibt es Luxusgeschäfte mit Auslagen wie in der Schweiz. Am Abend suchen wir ein Restaurant mit swanetischen Spezialitäten und landen am entgegengesetzten Ende des kilometerlangen Aghmashnebeli Prospekt. Als wir uns nach der gesuchten Adresse erkundigen, sind wir gleich umringt von 5 oder 6 Leuten, die uns helfen wollen, obwohl sie uns und wir sie kaum verstehen. Wir kommen doch noch zu den gewünschten Fleischpasteten. Anschliessend bringt uns ein Georgier, der 2 Jahre in Düsseldorf gearbeitet hatte, in seinem Auto zurück zu Dodo.

Wir unterhalten uns noch lange mit einem luxemburgischen Studenten, der auf dem Rückweg von Armenien und Berg Karabach ist. Schade, dass er morgen früh schon nachhause fliegt.

Kurz vor dem Schlafengehen erfolgt dann noch das Highlight des Tages: Einer der seltenen Intuitionen folgend durchstöbere ich (Reto) nochmals die Saccoche in welcher sich das ominöse verschwundene Werkzeug hätte befinden sollen und finde es tatsächlich wieder! Ein alptraumfreier Schlaf ist sichergestellt.

Impressionen aus Tbilissi



Altstadt Tbilissi



Altstadt Tbilissi



Ajapsandali, georgisches Gemüseragout

Weitere Tage in Tbilissi

Ohne grosses touristisches Programm setzen wir unsere Erkundung von Tbilissi fort. Wegen der grossen Distanzen in der Millionen-Stadt benutzen wir jetzt die U-Bahn und die Busse. Da unsere Kenntnisse des georgischen Alphabetes nicht ausreichend sind, um die meist handgeschriebenen Ortsangaben der altersschwachen Busse zu entziffern, nehmen wir einen Bus, der in die ungefähre Richtung fährt, in der sich unser Ziel befindet. Bei der U-Bahn ist es einfacher, es gibt nur zwei Linien. Da sich Tbilissi an einem Fluss mit beidseitig steil ansteigenden Hügeln befindet, sind an einzelnen Station die Rolltreppen, die bis auf die Trasse der U-Bahn führen, beeindruckend. Der mit dem Velocomputer gemessene Höhenunterschied einer der Treppen betrug 65 m, und diese war nicht die längste.

Was wir von der Stadt sehen ist nicht sehr beeindruckend. Es gibt wohl einzelne Strassenzeilen mit schönen alten Holzhäusern mit grossen verzierten Balkonen, an denen üppige Kletterpflanzen wachsen, und schönen schattigen Innenhöfen. Auch einzelne Quartiere an den steilen Talhängen waren wohl früher sehr malerisch, doch jetzt zerfallen sie und machen einen tristen Eindruck. Die stark befahrenen, mehrspurigen Strassen, an denen es kaum geschützte Überquerungsmöglichkeiten gibt, schrecken eher von der Erkundung der Stadt ab. Zur Versöhnung beigetragen hat dann wieder die Entdeckung eines Restaurants, wo wir ein vorzügliches georgisches Essen geniessen: Ein herrliches Gemüseragout aus dem Ofen, ein nicht minder gutes Pilzgericht und Kinkalis, eine Art lokale Ravioli.

Gastfreundschaft im Pankisi-Tal

Ein paar Wochen vor unserer Abreise entdeckte Rosa Maria eher zufällig den Band „Georgische Erzählungen“ aus der Manesse-Bibliothek unter meinen Büchern. Von den Geschichten beeindruckte sie tief „Mindia, Chogias Sohn“. Da wird erzählt, wie ein junger Mann aus Chewsuretien, ein georgischer Christ, Freundschaft mit den Erzfeinden, den (muslimischen) Khisten des Nachbartals, schliesst. Es ist eine sehr traurige Geschichte, doch zeigt sie sehr eindrücklich und bewegend, wie unglaublich wichtig gelebte Gastfreundschaft und Toleranz sind. Sie versuchte herauszufinden, wo sich die Geschichte von Mindia abgespielt haben könnte. Im Internet stiess sie auf die Seite <http://www.pankisi.org>. Sie las, dass die Khisten Ende des 18. Jahrhunderts aus ihrem Heimatland Tschetschenien über die Berge des Hohen Kaukasus ins Pankisi-Tal auswanderten. Hier lebten sie friedlich mit den ansässigen Georgiern zusammen. Ende des 20. Jahrhunderts kam das Pankisi-Tal in die Schlagzeilen, als Flüchtlinge und bewaffnete Kämpfer aus Tschetschenien bei ihren „Brüdern“ in Georgien Zuflucht suchten. Inzwischen hat sich die Lage beruhigt, einige Flüchtlinge sind zurückgekehrt, andere fanden Asyl in Westeuropa. Ein Teil befindet sich jedoch weiterhin im Pankisi-Tal. Die einheimischen Khisten bemühen sich um die Integration der Kriegsgeschädigten, insbesondere der Kinder, die ihre Eltern verloren haben. Eine Gruppe von Frauen unter der Leitung von Makwala Margoschwili („Badi“) hat vor etwas mehr als 10 Jahren die Vereinigung „Frieden im Kaukasus“ ([Marshua Kawkaz](#)) gegründet. Sie wurden vom polnischen Staat unterstützt und haben inzwischen einen gut funktionierenden Agrotourismus organisiert. Diese Konstellation vom Zusammenleben zweier so unterschiedlicher Volksgruppen machte uns neugierig und so beschlossen wir, das Pankisi-Tal kennenzulernen. In Tbilissi stiess unser Vorhaben auf unterschiedliche Reaktionen. Unsere Landlady Dodo war nicht begeistert von der Idee, doch beim Touristenbüro erhielten wir die Auskunft, dass die Lage sicher sei. Wir erhielten einen Prospekt und die Telefonnummer einer der Initiantinnen.

Am Sonntagmorgen (26.9.) machen wir uns mit unseren Rädern in Richtung Pankisi-Tal auf. Wir wollen uns vor Ort ein Bild machen. Der erste Reisetag auf dem Velo ist sehr anstrengend. Wir haben uns auf eine relativ einfache Route eingestellt. Auf der Karte ist die ganze Strecke über Gldany, Tianeti und Akhmeta als Asphaltstrasse eingezeichnet, mit nicht zu grossen Höhenunterschieden. Doch weit gefehlt! Der Strassenbelag wird immer schlechter, bald fehlt er ganz, dazu gibt es viele Schlaglöcher. Die Hügel werden mit zunehmender Distanz immer höher. Anfangs haben wir ein wenig Nieselregen, später bessert sich das Wetter. Trotz der angenehmen Temperatur sind wir bald schweissgebadet. Ein Trostpflaster ist der spärliche Verkehr. Mit viel Glück finden wir unterwegs in Khevsurtsopeli einen Laden, wo wir einkaufen können. Kurz vor Einbruch der Nacht suchen wir einen Platz für unser Zelt. Grosse Auswahl haben wir nicht, da die Gegend landwirtschaftlich genutzt wird. Ausserhalb von Chekuraantegori, ziemlich nahe an der Strasse, bauen wir unser Nachtlager auf. Reto stellt das Zelt auf, Rosa Maria improvisiert ein Reisgericht mit frischen Tomaten und Spiegeleiern. Der Benzinkocher hat so seine Tücken: erst gibt es erschreckend hohe Flammen und dann einen völlig verrussten Pfannenboden. Doch das Nachtessen schmeckt uns sehr. Wir schlafen ruhig, gut und tief. Wir haben auch allen Grund dazu nach mehr als sieben Stunden in die Pedale treten und über 1400 Höhenmeter auf knapp 70 km mieser Schotterstrasse.

Am zweiten Tag (Montag, 27.9.) fahren wir auf ähnlich schlechten Strassen weiter über Tianeti und Akhmeta bis Duisi im Pankisi-Tal. Wir sind glücklich, unser erstes Wunschziel erreicht zu haben. Da wir inzwischen eine georgische SIM-Karte besitzen (sie hat uns ganze 2 Lari gekostet, umgerechnet ca. CHF 1.10!), kündigen wir unsere Ankunft telefonisch an, mit den paar Brocken georgisch, die wir inzwischen können. Doch ganz sicher sind wir unserer

Sache nicht. Wir bitten Brückenarbeiter um Hilfe und haben grosses Glück. Einer von ihnen hat in Schweden gearbeitet und spricht gut englisch. Er telefoniert sofort für uns und übersetzt. Wir erhalten eine ungefähre Wegbeschreibung zum Haus von Badi und Nata, unseren zukünftigen Gastgeberinnen. Unterwegs werden wir dann noch von zwei finsternen Polizisten angehalten. Sie sind ziemlich unwirsch und wollen wissen, wohin wir wollen. Es gibt viele sehr freundliche, fröhliche Menschen in Georgien, doch manchmal treffen wir auf abweisende, sehr verschlossene oder unbeteiligte, unfreundliche Gesichter. Für uns ist es schwierig, diese Mimik richtig zu verstehen. Aber es können ja nicht alle begeistert winken und „Hello“ rufen, wie dies manchmal die Kinder tun, wenn wir durch die Dörfer fahren.

In Duisi angekommen, fragen wir nach Badi und Nata. Viele Menschen sind auf der Strasse. Eine alte Frau ruft einen Jungen auf einem Fahrrad herbei, dieser geleitet uns durch das Labyrinth der Strässchen bis vor das gesuchte Haus. Die Türe zum Hof wird geöffnet und eine strahlende Frau ganz in schwarz kommt auf uns zu, umarmt uns und geleitet uns ins Haus. Badi ist über 70, ihr Mann ist vor einigen Jahren gestorben. Nata, ihre Schwiegertochter, ist Lehrerin und hat 3 erwachsene Kinder, die in Tbilissi studieren. Ihr Mann Tamaz, Badis Sohn, arbeitet in der Flüchtlingskoordination und ist z.Z. ebenfalls in der Hauptstadt. Wir werden wie alte Freunde willkommen geheissen. Ein üppiges Nachtessen wird aufgetischt, welches unseren nicht unerheblichen Hunger bei weitem übersteigt. Nata kocht vorzüglich. Fast alle Zutaten sind aus dem eigenen Garten. Dazu geniessen wir „schwarzen“ Wein, Eigengewächs von den Reben im Innenhof.

Untergebracht sind wir in einem fürstlichen Zimmer im ersten Stock des Hauses, der ganz für die Gäste reserviert ist. Von unserem Balkon aus sehen wir in die Berge des Hohen Kaukases, welche unser nächstes Ziel sein werden.

Erkundigungen im Pankisital

Von unserem Guesthouse in Duisi unternehmen wir mehrere Velo-Ausflüge in die nähere Umgebung. Gestärkt von den üppigen Frühstücken hätten wir ausreichende Reserven, um den Hohen Kaukasus zu überqueren. In den Dörfern die wir durchqueren fallen die zum Teil ausserordentlich elegant gekleideten Frauen auf. Sie tragen traditionelle Kleider, aber die farbenfrohen Stoffe und die langen, enganliegenden Röcke, die ihre schlanken Körper zur Geltung bringen, entsprechen überhaupt nicht unserem Bild von muslimischen Frauen. Auffallend ist auch ihr Selbstbewusstsein: Sie versuchen nicht krampfhaft jeden Blickkontakt zu vermeiden und erwidern auch Begrüssungen oder sie antworten auf Fragen. Dieses unseren Clichés widersprechende Verhalten ist eine Folge der sufistischen Form des Islams, welche hier gelebt wird. Es passt auch zu der Aussage, dass sich die muslimischen Khisten stärker ihrer Traditionen als ihrer Religion verpflichtet fühlen.

Wegen der grassierenden Arbeitslosigkeit sieht man auch häufig Gruppen junger Männer, die zusammen ihre Zeit totschlagen. Wie man uns erzählt, müssen viele junge Georgier ins Ausland gehen, um Arbeit zu finden. Erstaunlicherweise auch nach Tschetschenien oder ins übrige Russland, trotz der immer noch herrschenden Feindseligkeiten zwischen Georgien und Russland. Die Hürde liegt jedoch mit den Kosten von 1300 \$ für ein russisches Visum sehr hoch.

Die Kinder sind wie überall sehr neugierig, jedoch im Gegensatz zu den meisten übrigen Drittweltländern eher scheu und unaufdringlich. Die „hello mister“ und „how are you“ hören wir sehr spärlich.

Die tschetschenischen Flüchtlinge, die immer noch im Tal leben, fallen uns kaum auf. Vielleicht sind es die stärker verhüllten Frauen oder die exotischer aussehenden jungen Männer. Anders als anfangs der 2000er Jahre ist ihr Flüchtlingsanteil bedeutend kleiner – eine Folge der abgeflauten Kämpfe und der stärker blühenden tschetschenischen Wirtschaft, die viele Leute zur Heimkehr bewogen hat. Die Zeiten, als das Pankisital ein vermeintlicher Hort des internationalen Terrorismus war, sind vorbei, wenn es sie überhaupt je gegeben hat.

Da früher im Pankisital Moslems und Christen zusammenlebten - heute sind erstere in der grossen Mehrheit - befinden sich Moscheen und Kirchen in enger Nachbarschaft. Die Wohnhäuser sind vielfach sehr grosszügig gebaut, aber wegen der grossen Armut in einem sehr kläglichen Zustand. Im zweistöckigen Haus unserer Gastgeber gibt es auch im Obergeschoss Lavabos und WC's, aber der Druck der kommunalen Wasserversorgung ist so gering, dass das Wasser nur im Hof aus einem einzigen Hahn auf Bodenniveau spärlich herausfliesst. Grössere Mengen werden aus dem eigenen Ziehbrunnen im Garten geholt. Die grossen Gärten, welche die Häuser umgeben, machen die Familien bezüglich ihrer Versorgung mit Gemüse, Früchten und Geflügel weitgehend autark, so dass man in den Lebensmittelgeschäften kaum diese Produkte finden kann (sehr zu unserem Leidwesen, wenn wir für unterwegs darauf angewiesen wären).

Mary (12) und Bugo (10) sind die Kinder von Badis Tochter. Sie wohnen seit ein paar Monaten hier im Haus, d.h. Nata sorgt für sie. Ihre Mutter Duna wohnt im letzten Dorf des Tales, bei ihrem Schwiegervater. Der Vater der Kinder musste weit weg, um Arbeit zu finden. Sie seien sehr arm. Duna werde in den nächsten Tagen ebenfalls hierher kommen, zusammen mit ihrer kleinsten Tochter Diana. Wenn der Vater Ende Oktober nachhause kommt, werden sie in ein 3-Zimmer-Häuschen in ihrem Dorf ziehen. Doch bis dann scheint sich Nata um die Schwester ihres Mannes und deren Kinder zu kümmern.

Einer unserer Ausflüge führte uns in eine Schlucht am Fusse des grossen Kaukasus. Da in dieser Region immer noch Bären leben, war uns schon ein wenig mulmig zu Mute. Wenn wir auf einen Kothaufen trafen, stellten wir immer Vergleiche mit Erinnerungen vom Bärengraben an. Die Unsicherheit führte Rosa Maria und mich gar dazu, gemeinsam schweizerische und italienische Volkslieder zu singen, was bekanntlich auf Bären (und vielleicht nicht nur auf diese) abschreckend wirkt.



Herd in Natas Sommerküche



Fussbad im Oberlauf des Alasani-Flusses



... stammt das wohl von einem Bären?



Nata, Rosa Maria und Badi



Wäschetrocknen auf Badis Balkon

Zu viel des Guten

Obwohl ich doch einen recht robusten Magen habe, hat es mich als erste getroffen: In der Nacht plagen mich Durchfall und Bauchweh. Ich nehme an, es ist eine Folge des üppigen Essens. Ich erzähle Nata am Morgen davon und bitte sie, mir für heute nur Reis zu kochen, ohne Gewürze und weitere Zutaten. So kommt auch Reto mal in den Genuss eines einfacheren Frühstückes. Es sieht aus wie Milchreis, jedoch ohne Milch. Dazu trinke ich Tee mit Honig. Reto erhält die obligate Tasse türkischen Kaffees, den auch ich sonst sehr gerne trinke. Dann kommt eine grosse Schale mit etwa vier verschiedenen Sorten Tomaten auf den Tisch, dazu ein paar frische Gurken, mit einem Zweig dunkelrotem Basilikum. Armer Reto, so viele Tomaten. Badi bringt noch frische Äpfel aus dem Obstgarten. Ich kann mich nicht überwinden, obwohl ich diese Früchte in den letzten Tagen sehr gerne gegessen habe. Wenn man sie grosszügig rüstet und schält, schmecken sie wunderbar.

Nata ist besorgt und sagt mir, dass ihre Mutter Ärztin sei. Sie wohnt im Nachbardort Jokolo. Ob sie mich zu ihr bringen solle. Ich lehne dankend ab. Ich möchte zuerst einen Tag zuwarten, denn ich glaube, dass es mir morgen von alleine wieder besser geht, wenn ich meinem Magen Ruhe gönne. Es ist rührend, wie die anfänglich eher spröde Nata mir ihre Hilfe anbietet. Ich solle sie um alles angehen, wie wenn sie meine Schwester wäre, sagt sie. Sie könnte meine Tochter sein.

Rituale der Khisten-Frauen

Ich bin zum Glück wieder gesund. Nach dem heutigen Frühstück, Buchweizengrütze mit Apfelstückchen, Baumnüssen und Honig, hat sich mein Magen völlig erholt.

Heute ist Freitag, islamischer Feiertag. Wir sind eingeladen, Badi in die Moschee zu begleiten, wo das sufistische Dikhr-Ritual stattfinden wird. Nata kommt nicht mit uns, diese Rituale sind Sache der älteren Frauen. Mit 40 gehört sie noch nicht dazu.

Neben der alten Moschee in Duisi gibt es ein Gebäude, das für die Frauen reserviert ist. In der Moschee selber feiern die Männer. Sufi-Rituale gibt es in fast allen islamischen Gemeinschaften im Kaukasus. Das Pankisi-Tal ist jedoch der einzige Ort, in welchem auch die Frauen diese Rituale pflegen. Wir können uns nicht erklären, wie es den Frauen in einem solch isolierten Tal möglich war, sich so weit zu emanzipieren und gleichwertige Rituale wie die Männer zu haben.

Heute werden zwei dieser Dhikr-Rituale gefeiert. Das eine wie bei jedem Freitagsgebet. Das andere ist von Ana offeriert zu Ehren des Gründers der Sufi-Schwesterschaft in Pankisi. Sie hat grosszügig Essen für alle Teilnehmenden mitgebracht, zu welchem auch wir im Anschluss ans Dhikr-Ritual eingeladen sind.

Entlang der Wände sind Kissen angeordnet, wo wir uns zusammen mit Badi hinsetzen. Die Frauen treffen langsam ein. Sie orientieren sich in Richtung Mekka, verrichten einzeln ihre Gebete. Wir staunen, wie beweglich und stark diese Frauen sind. Sicher sind die meisten von ihnen mindestens im Alter von Badi, d.h. um die 70 und älter. Sie verneigen sich, gehen auf die Knie, berühren mit der Stirn den Boden, richten sich wieder auf, alles mehrmals hintereinander. Unterdessen erklärt uns Badi das Geschehen auf russisch, vermischt mit ein paar englischen Brocken, und wir versuchen, zu verstehen. Immer wieder fordert sie mich auf, Fotos zu machen.

Jetzt ergreift eine der jüngeren Frauen mit kräftiger Stimme die Initiative. Es ist Raissa, die Leiterin des Rituals. Alle ausser uns dreien sitzen jetzt im Kreis und singen mehrstimmig und sehr laut. Es sind monotone Wiederholungen, die für unsere Ohren zugleich fremd und faszinierend sind. Zum Singen kommt vereinzelt Klatschen der Hände. Dann stehen die Frauen auf, die Teppiche werden an den Rand gerollt, und aus anfänglichem Stampfen wird immer schnelleres Gehen und Drehen im Kreis. Die Frauen sind ganz konzentriert, doch niemand lässt sich stören, wenn eine von ihnen an den Rand geht und sich erschöpft setzt oder ein Glas Wasser trinkt oder vor die Türe an die frische Luft geht. Im Raum wird es immer wärmer, die Frauen rennen jetzt im Kreis, eine hinter der anderen. Manche fassen sich mit den Händen, um sich zu stützen. Dazu singen sie eindrücklich laut und in dieser geheimnisvollen Mehrstimmigkeit. Badi macht uns darauf aufmerksam, dass jetzt die von Raissa vorgetragene Rezitation in Arabisch ist. Ich verstehe ein einzelnes Wort: „Bismillah“. Dann singen wieder alle und bewegen sich weiter im Kreis. Auf ein Zeichen von Raissa kommen die Frauen zur Ruhe und beginnen, sich in die andere Richtung zu drehen. Bis sie endlich schweissgebadet ganz anhalten. Sie fächeln sich mit den Enden ihrer Kopftücher ein wenig Luft zu. Sie setzen sich jetzt und ruhen aus, plaudern ein wenig. Dann beginnt das zweite Dhikr-Ritual, nachdem das erste schon etwa eine Stunde gedauert hat. Noch einmal singen und stampfen und rennen die Frauen im Kreis. Nata erklärt uns später, dass die Frauen am Ende des Rituals für uns gebetet haben: für eine problemfreie Reise, für Gesundheit für uns und unsere Familien, für gute Heimkehr und für unser Wohlergehen. Als der Kreis sich langsam auflöst, stehen Badi, Reto und ich an der Wand. Eine Frau nach der anderen kommt bei mir vorbei und umarmt

mich. Manche nur angedeutet, andere ganz sanft, wieder andere kräftig und lang anhaltend. Dabei murmeln sie Worte, die ich nicht verstehe. Auch Reto erhält Umarmungen, wie er mir später erzählt. Ich bin überwältigt von den Wünschen und Segnungen dieser Frauen. Mir kommen die Tränen. Ich kann immer nur das eine Wort wiederholen, das wir in ihrer Sprache gelernt haben: „Parcal“ - Danke. Die Frauen ruhen sich gar nicht erst aus. Emsig bereiten sie nun das Essen vor. Ein langes Tischtuch wird auf dem Boden ausgebreitet. Darauf kommen Teller, Gläser, Löffel, Brot, dann die Speisen, welche Ana spendiert: Frischkäse und Hartkäse, viele Teller voll heisses Lammfleisch, dazu in Schalen der Fleischsud. Limonade mit verschiedenen Aromen wird ausgeschenkt: Pfirsich, Orangen, Birnen, Apfel und seltsamerweise Estragon („Tarragon“), diese ist giftiggrün, schmeckt aber sehr fein und ist nur leicht gesüsst. Wir essen alle mit den Händen. Jetzt werden noch Teller mit süssen, saftigen Trauben gebracht. Als alle gegessen haben, lässt Ana Schokolade und Biscuits verteilen, welche die Frauen mit nachhause nehmen. Auch wir erhalten von allem. Während die Frauen die Tafel aufräumen, mahnt uns Badi zum Aufbruch. Wir verabschieden uns. Wieder kommen die Frauen und umarmen und wollen umarmt werden.

Noch wissen wir nicht, dass uns Badi zu einem weiteren Dhikr-Ritual bringen will. Im Pankisi-Tal pflegen die Sufi-Frauen zwei verschiedene Formen des Rituals. Bei der ersten, die wir gesehen haben, erhebt man sich während des Rituals, stampft mit den Füßen den Rhythmus und geht und rennt im Kreis. Bei der zweiten bleibt man am Boden sitzen, der Rhythmus wird mit Klatschen auf den Boden markiert, und man betet und singt im Dunkeln, hinter geschlossenen Türen. Doch als wir kommen, bleibt die Türe offen, und wir erhalten Schemel, um uns zu setzen und zuzuschauen. Wieder fordert mich Badi zum Fotografieren auf. Sie möchte, dass wir zuhause vom Erlebten erzählen und viele Bilder zeigen können. Hier ist der Raum kleiner, und er befindet sich in einem Privathaus. Auch ist der Kreis kleiner, vielleicht halb so gross, etwa 10 Frauen sind versammelt. Auch ein ganz kleiner Bub ist dabei, wahrscheinlich ist er mit seiner Grossmutter gekommen. Hier ist die Vorbeterin eine noch ernstere Frau als Raissa vom ersten Kreis. Ihre Stimme ist so dunkel und kräftig wie die eines Mannes. Das Ritual verläuft fast gleich, die Gesänge sind sich sehr ähnlich. Und auch hier wird zum Schluss für uns um Gesundheit, Glück und Segen auf den Weg gebetet. Vieles verstehen wir erst später, als Nata die Antworten auf unsere Fragen an Badi ins Englische übersetzt.

Video mit Ton vom Dikhr-Ritual: [P1100952](#) (für Video wird QuickTime benötigt)



Dikhr-Ritual: Singende Frauen in der Moschee



Dikhr-Ritual: Tanzende Frauen während in der Moschee

siehe auch: <http://de.wikipedia.org/wiki/Dhikr>

Die Kunst der Khinkali-Zubereitung

Heute abend kocht Nata nicht nur für uns, sondern auch mit für die Familie des Verstorbenen. Alle Nachbarinnen tun das, wenn jemand stirbt. Dabei hat mir Nata beigebracht, wie man eine der georgischen Spezialitäten, „Khinkali“, zubereitet. Zuerst stellt man einen Nudelteig her, nur aus Weissmehl und Wasser, den man sehr lange knetet. Für die Füllung hat sie Lammhackfleisch gesalzen und gepfeffert und ein wenig kaltes Wasser hinzugefügt. Nachdem der Teig geruht hat, werden kleine Rondellen ausgestochen und etwa 2-3 mm dick ausgewallt. Darauf kommt etwa ein Esslöffel der Füllung. Nun folgt die grosse Kunst der Fertigstellung. Als Nata es mir vormacht, scheint es eigentlich ganz einfach. Mein erster Versuch endet kläglich. Nochmals zeigt mir Nata ganz langsam, wie es geht: Man fältelt den Teig vom Rand her, indem man etwa 1 cm umlegt und doppelt nimmt. So fährt man fort, bis man rundum ist. Für ein perfektes Khinkali seien dies genau 19 Falten. Dabei lacht Nata, als sie mir das sagt. Es gäbe auch bei ihnen Frauen, die Khinkali in etwa wie die meinen machen. Sie selber mache vielleicht 14 oder 15 Falten, vielleicht manchmal ein wenig mehr. Nachdem die Falten gelegt sind, wird der Teig zu einer Art „Kamin“ festgedrückt und hochgezogen. Dann wird das ganze gedreht, dabei drückt man den Teig zusammen und dreht so lange weiter, bis eine Art Stiel entsteht. Was zu lange ist, wird weggenommen, der Rest kunstvoll zum einem Knoten gedreht, der dann wie ein Punkt in der Mitte der Falten sitzt. Meine Exemplare heben sich natürlich stark von den kleinen Kunstwerken von Nata ab, doch werden auch meine Lehrstückchen immer ansehnlicher. Ich bin gespannt, wie mir diese zuhause gelingen werden. Die grösste Herausforderung wird wohl der richtige Teig sein. Zum Kochen der Khinkali darf das Salzwasser nur ganz leicht sieden. Man nimmt in jede Hand ein Khinkali und lässt es rasch drehend in den Sud sinken. Wenn alle in der Pfanne sind, nimmt man diese vom Herd und verhindert mit einer drehenden Bewegung das Ansetzen am Pfannenboden. Die Kochzeit beträgt etwa 5 Minuten. Wenn alle Teigtaschen an der Oberfläche schwimmen, kontrolliert man mit einer Hand etwa 20 cm über der Pfanne, ob noch viel Dampf aufsteigt. Erst wenn man sich nicht mehr brennt, sind die Khinkali bereit. Sie werden sofort auf den Tisch gebracht. Khinkali dürfte man nicht mit Messer und Gabel essen. Badi hat uns gesagt, dass man sie in die Hand nimmt, sorgfältig anbeisst und zuerst vorsichtig den ausgetretenen Saft ausschlüpft, erst dann verzehrt man den Rest. Anstelle von Fleisch kann man die Füllung auch aus Käse, mit Gemüse, Pilzen oder Kartoffeln zubereiten. Wenn Khinkali übrigbleiben, werden sie am folgenden Tag in Butter angebraten und zum Frühstück gereicht.



Nata beim Zubereiten der Khinkalis

Weiterreise aufgeschoben

Eigentlich wollten wir schon früher weiterreisen. Doch mein gestriges Unwohlsein und die Aussicht auf die Teilnahme am Freitagsgebet der Frauen bewogen uns zum Verschieben des Aufbruchs auf Samstag. Doch inzwischen hat sich das Wetter verschlechtert, und bis Sonntag ist keine Besserung in Aussicht. Dazu kommt, dass wir heute nacht beide Durchfall bekommen haben. Nicht nur das spricht für weiteren Aufschub. Nata hat uns gefragt, ob wir nicht bleiben möchten, da gestern ein Mann aus ihrer Nachbarschaft gestorben ist. Morgen findet die Totenfeier statt, zu der wir ebenfalls eingeladen sind. Reto könne die Männer begleiten, wenn sie den Leichnam zum Friedhof bringen, falls er dies wolle. Die Frauen dürfen dort nicht dabei sein, man will sie vor dem grossen Schmerz verschonen.

Als wir über unsere Weiterreise reden, will uns Badi mit grosser Gestik, listiger Mimik, und russischen Sprachbrocken unbedingt von der Fahrt nach Tusheti mit dem Velo abhalten. Sie deutet schreckliche Abhänge an, kalte Temperaturen, Lastwagen und Autos, die uns bei nasser Strasse anspritzen würden. Juli und August wären ideal, sagt sie, aber jetzt sei es kühl. Es ist lustig, wie sie von den „Mountains“ spricht und vom herrlichen „Panaroma“. Doch wir lassen uns nicht von unseren Plänen abhalten. Zumindest versuchen wollen wir die Überquerung des Abano-Passes (ca. 2900 m.ü.M.) mit dem Velo.

Eine Totenfeier im Pankisi-Tal



Da wir uns entschieden hatten, einen weiteren Tag bei Badi und Nata zu bleiben, hatten wir die Gelegenheit, an der Totenfeier für den verstorbenen Nachbar teilzunehmen, der zur Gemeinschaft der Khisten im Pankisi-Tal gehörte. Die Khisten sind Muslime, stellen jedoch ihre eigenen Traditionen über die Vorschriften ihrer Religion, die sie daher sehr frei interpretieren. So respektieren sie auch christliche Heiligtümer im Tal.

Badi und Nata hatten uns von der Totenfeier erzählt und nahmen uns ganz selbstverständlich mit. Mit uns strömten aus Duisi und den anderen Dörfern im Tal Leute in kleinen Gruppen zum Hof des Verstorbenen. In einem kleinen Nebengebäude waren die nächsten weiblichen Angehörigen versammelt und wehklagten laut hörbar. Im Innenhof sassen die anderen Frauen, gegen Hundert an der Zahl, auf improvisierten Bänken oder sie kauerten in Gruppen am Boden. Die meisten Männer warteten unterdessen auf der Strasse. Vereinzelt kamen auch sie in den Garten, hoben ihre Handflächen nach oben, murmelten Gebete und fuhren dann mit den Händen übers Gesicht, wie wenn sie sich die Sorgen abwischen würden. Sie würden später den Toten zum Friedhof tragen. Unter ihnen sehr alte Männer mit traditionellen Kopfbedeckungen und in Anzügen. Wieder andere in westlicher Alltagskleidung. Um zwei Uhr holten sie den Leichnam aus dem Haus. Nata erzählte mir, dass ihre Toten nicht angekleidet beerdigt würden, sondern eingehüllt in drei weisse Baumwolltücher. So wurde der mit weiteren farbigen Decken geschmückte Leichnam im Hof aufgebahrt. Um ihn herum standen die Männer der Sufi-Bruderschaft, wahrscheinlich die ältesten Männer des Tales. Sie begannen ihr Dikhr-Ritual, ähnlich wie wir es am Tag vorher erlebt hatten. Doch sind ihre Stimmen im Vergleich zu denen der Frauen viel feiner, schwächer, was auf ihr fortgeschrittenes Alter zurückzuführen ist. Die Gesänge selber sind fast die gleichen wie bei den Frauen. Zum Abschluss des Rituals im Hof würdigte der Älteste den Verstorbenen und erzählte aus dessen Leben. Dann hoben die Männer die Bahre in die Höhe und trugen den Toten aus dem Hof auf die Strasse. Zusammen mit den draussen wartenden Männern begaben sie sich zum Friedhof. Die Frauen dürfen nicht dabei sein, wenn ein Toter beerdigt wird. Erst

als Nata mir sagte, dass man sie vor dem zu grossen Schmerz des Abschieds verschonen wolle, konnte ich ungefähr verstehen, warum die Männer ihre Toten alleine begraben. Unterdessen hatten die Frauen angefangen, der Witwe und den Kindern ihr Beileid auszusprechen.

Im Nachbarhof waren im Schutze von Planen gegen den drohenden Regen drei lange Tische aufgestellt worden, an jedem gab es für mehr als 30 Personen Platz. In Schichten hatten vorher schon die Männer gegessen, jetzt waren die Frauen an der Reihe. Badi zog uns mit sich. Reto war der einzige Mann unter all den Frauen, doch keine von ihnen schien Anstoss zu nehmen. Wir staunen immer wieder, wie unglaublich verständnisvoll die Menschen hier sind, sogar wenn wir uns ungeschickt und für sie fremd verhalten.

Brot, Käse, Salz und Kräuter waren schon auf dem Tisch verteilt. Als wir uns setzten, brachten junge Frauen kleine Schalen mit dampfendem Fleisch im Sud. Dazu gab es wieder Kazbegi-Limonade in allen Farben und Aromen. Gegessen wird mit den Händen, doch für uns brachte man Löffel. Reto weigerte sich standhaft, vom Fleisch zu essen, weil er einfach keinen Hunger mehr hatte. Mit ein wenig Brot und Käse hatte er genug. Für ihn wird es immer unerträglicher, von allen Seiten zum unmässigen Essen genötigt zu werden. Ich verstehe ihn gut. Nachdem unsere Gruppe gegessen hatte, wurde aufgeräumt und die nächste Schicht wurde verköstigt.

Bei solchen Anlässen wird sehr viel gegessen, insbesondere viel Fleisch. Von Nata wissen wir, dass bei einem Todesfall oder bei einer Hochzeit drei Tiere (Kühe oder Schafe) getötet werden. Dieses Fleisch wird dann beim Leichenmahl von den Gästen verzehrt. Sicher hat diese Tradition ihren Ursprung in rituellen Opfergaben. Alle Menschen, die wir hier getroffen haben, essen sehr gerne Fleisch. Umsomehr hat es uns gestern gefreut, als Nata für uns ein Nachtessen ganz ohne Fleisch zubereitet hat, weil sie weiss, dass wir zuhause nur selten Fleisch essen.

Mit der Band „Daimoakh“ ans Konservatorium

Badi ist auch im Bewahren und Pflegen der musikalischen Traditionen im Pankisital sehr aktiv. So hat sie vor etwa 20 Jahren eine Musiktruppe gegründet, welche „Daimoakh“ (Mutterland) heisst. Mit dieser hat sie auch schon an Volksmusikfestivals, u.a. in Polen, teilgenommen. Nun wurden sie eingeladen, am „5. Internationalen Symposium für traditionelle, polyphone Musik“ am Konservatorium in Tbilissi aufzutreten. Badi hatte uns vor ein paar Tagen schon gefragt, ob wir sie nicht begleiten möchten. Wir könnten in der Marshrutka (Sammeltaxi) gratis mitfahren und am Konzert als ihre Gäste dabei sein. Eigentlich wollten wir schon am Sonntag weiterreisen, doch da uns das Wetter einen Strich durch unsere Pläne gemacht hatte, sprach nichts mehr gegen den Abstecher nach Tbilissi. Plötzlich ging alles sehr schnell. Am Dienstagmorgen stand der Minibus vor dem Haus. Die Sängerinnen, ein junger Mann, der tanzen und Gitarre spielen wird, und ein Bub von etwa 10 Jahren fanden sich im Hof ein. In der offenen Küche im Hof wollten sie noch einmal proben, doch Nata hielt sie davon ab und schickte sie ins Haus. Ihr war wichtig, dass wegen des Todes ihres Nachbarn nicht laut Musik gemacht wird. Ihr ist diese Rücksichtnahme wichtig, doch der junge Mann brachte sehr wenig Verständnis dafür auf. Während Plastiksäcke mit Gewändern, Instrumenten, Kissen und Decken in den Bus verfrachtet wurden, bereitete uns Nata in aller Eile ein Frühstück mit einer (fast französischen) Omelette zu. Dazu assen wir von ihrem frisch gebackenen Brot. Dann ging's los. Für uns waren die Ehrenplätze neben dem Chauffeur vorgesehen. Unterwegs wurden weitere Mitglieder der Band eingesammelt. Insgesamt waren wir 12 Personen. Während der ganzen fast dreistündigen Fahrt wurde gesungen und diskutiert, dabei begleiteten sie sich mal mit einer Handorgel, einer Trommel, auf der Gitarre oder einem Bouzouki-ähnlichen Instrument. Ein unvorstellbares Gemisch von Musik, Motorenlärm und laut und energisch argumentierenden Stimmen. Zwischendurch wurden Biscuits und Bonbons, dann Brot und Käse als Zwischenverpflegung auch zu uns nach vorne gereicht.

Probe unterwegs im Bus: [P1110407](#) (Video)

In Tbilissi musste das Konservatorium erst mühsam im Labyrinth der steilen und engen Einbahnstrassen über der Rustaweli-Avenue gefunden werden. Badi wurde von der Organisatorin des Symposiums (<http://www.polyphony.ge>) begrüsst. Das altehrwürdige Gebäude besitzt einen prunkvollen Konzertsaal, auf dessen Bühne nun die letzten Proben stattfanden. Wir verabschiedeten uns Mitte Nachmittag, machten ein paar Einkäufe, wechselten Geld und holten ein paar Sachen aus unserem „Depot“ in Dodo's Guesthouse. Zurück im Zentrum tranken wir an einem relativ feudalen Ort Kaffee und profitierten von den Annehmlichkeiten eines modernen Badezimmers, um uns frisch zu machen und umzuziehen. Doch gaben wir mit unseren hohen Bergschuhen und den Trekkinghosen sicher immer noch ein lustiges Bild ab.

Daimoakh live aus dem Saal des Konservatoriums: [P1010225](#) (Video)

Im Konservatorium füllte sich der Saal langsam. Neben der einheimischen traten eine Gruppe aus Litauen, eine aus Korsika und ein Trio aus Kärnten auf. Auch deren Gesänge waren interessant, aber nicht nur wir, sondern das ganze Publikum war mit seiner Freude und Begeisterung eindeutig auf der Seite der Truppe aus dem Pankisi-Tal. Nach dem offiziellen Programm blieben die Leute im Saal, kamen nach vorne und umrandeten wartend die Bühne. Dann traten Rita und ihr Sohn auf. Es war ergreifend, wie der scheue Bub sang, wie die Mutter ihn auf der Bouzouki begleitete und leise mitsummte. Nach ihrem Auftritt kam Badi wieder auf die Bühne, diesmal eindeutig als Propagandaministerin für Pankisi, wie Reto sie

sehr treffend beschrieb. Die vielen ausländischen Gäste und Musiker waren sehr interessiert. Ich hoffe, dass einige von ihnen persönlich den Weg ins Pankisital finden werden.

Auf dem Heimweg wurde weiter gesungen und musiziert. Es herrschte eine übermütige, aufgekratzte Stimmung im Bus, obwohl alle müde waren. Badi liess den Chauffeur zuerst alle anderen nachhause fahren, bevor wir etwa um 2 Uhr morgens bei Nata eintrafen, die auf uns gewartet hatte. Wir gingen übertoll mit Eindrücken schlafen.



Generalprobe der Gruppe Daimoak im Konservatorium Tbilissi



Konzertauftritt der Gruppe Daimoak im Konservatorium Tbilissi



Badi macht Propaganda für das Pankisital

Abschied vom Pankisital

Die Wetterprognosen versprechen einen schönen Tag für Donnerstag und so machen wir uns für die Abreise bereit. Vorher gilt es jedoch noch eine Pendeiz zu bereinigen: Wir müssen einen Kessel aus dem Ziehbrunnen im Garten unseres Guesthouses bergen, den wir versehentlich darin versenkt haben. Dieser Kessel war für die Spülung unserer Toilette im ersten Stock des Hauses vorgesehen. Da wahrscheinlich mit dem Zusammenbruch des realen Sozialismus auch der Wasserdruck der öffentlichen Versorgung in Dorf zusammengefallen war, wurde ein Grossteil des Wassers aus dem Ziehbrunnen bezogen. Nachdem unser Kessel nun auf dessen Grund lag, wurde der Brunnen aus für uns unerklärlichen Gründen nicht mehr benutzt und so war es uns ein wichtiges Anliegen, diese Schande zu tilgen. Badi und Nata hatten zwar immer wieder betont, dass ein Knabe aus der Nachbarschaft Experte im Bergen von Gegenständen aus dem engen und tiefen Brunnen sei, passiert war jedoch nichts. Nach dem Motto „dem Inschinör ist nichts zu schwör“ gingen wir zur Tat über. Nach mehreren gescheiterten Versuchen, gelang es uns mit zusammengehängten Wanderstöcken und einer an der Spitze der Konstruktion befestigten Trinkflaschenhalterung eines unserer Velos den Kessel an die Angel zu kriegen und herauf zu hieven.

Am Abend vor unserer Abreise, traf unerwartet Badi's Sohn und Nata's Ehemann ein. Nach dem gemeinsamen Nachtessen kamen wir daher in den Genuss des georgischen Rituals der Trinksprüche. Dieses besteht im wechselseitigen halten von Lobreden und guten Wünschen auf die anwesenden Personen und näheren Verwandten und wird jeweils abgeschlossen mit dem Leeren des vollen Glases. Glücklicherweise konnten wir uns im Vorfeld auf den hauseigenen Wein anstelle von Wodka einigen und zudem war der Gastgeber von seiner anstrengenden Heimreise erschöpft, so dass das Ritual nicht all zu lange dauerte und wir es so ohne Langzeitschäden überstanden.

Am nächsten Morgen wurden zum Frühstück nochmals die Highlights der georgischen Küche aufgetischt, um uns für die Weiterreise zu wappnen. Als Wegzehrung gab es Äpfel, Nüsse, Käse, Brot, selbstgemachte Süssigkeiten und ein grosses Glas Honig. Eine Flasche Wein konnten wir nach längeren Verhandlungen verhindern - wir einigten uns dafür, das Frühstück mit Wein zu begleiten.

Die Abschiednahme verlief überschwänglich und mit Tränen in den Augen. Es wurde uns versichert, dass wir uns als Familienmitglieder betrachten können und jederzeit wieder herzlichst willkommen seien. Und so entfernten wir uns von Duisi mit den bis in die tiefen Lagen schneebedeckten Berge, hinter denen das mittlerweile unerreichbare Tusheti liegt.



Abschied von unserer Gastfamilie im Pankisital



Blick zurück auf die Berge des Pankisi

Panne

Am frühen Nachmittag kamen wir in Telavi, der grössten Stadt der Region an. Wir bezogen unser Logis bei einer älteren Dame namens Sophia. Sie bot uns ihr grosszügiges Schlafzimmer an und übernachtete dann selber auf dem Sofa im Wohnraum.

Am frühen Nachmittag machen wir einen Abstecher zum Chavchavdnaze-Museum in Tsinandali. Hauptmotivation zur Besichtigung ist die Sammlung alter Fotos des edlen Chavchavdnaze. Diesem wurden im 19. Jahrhundert während eines Überfalls von Dagestaner Räuberbanden Frauen und Kinder entführt. Dazu muss man wissen, dass die Dagestaner auf dem Hin- und Rückweg den Hohen Kaukasus überqueren mussten. Um das verlangte Lösegeld aufzubringen, musste er sein riesiges Weingut verpfänden. Die Entführten kamen zwar zurück, doch das Pfand konnte er dann später nicht mehr zurückzahlen. Fotos zum Thema gab es in der Ausstellung jedoch nur wenige, dafür erfahren wir von der fliessend Deutsch sprechenden Führerin vieles über die Geschichte dieses Edelmannes und Schöngelbes. Das Gut war ein Geschenk des georgischen Königs. Ob er die 1200 Leibeigenen zu dessen Bewirtschaftung als Beigabe bekam oder ob er sie auf dem freien Markt selber erwarb, ist nicht klar. Mit dieser kleinen Anschubfinanzierung konnte er jedoch einen standesgemässen Lebenswandel führen. Er pflegte Beziehungen zur Haute Volée in Russland und Europa. Gleichzeitig modernisierte er den georgischen Staat, was das auch immer heissen mag.

A propos Raubzüge über den Kaukasus hinweg: Schon vor dem modernen Kapitalismus war es gängige Tradition, sich den Reichtum - anstatt durch Arbeit - durch Raubzüge zu verschaffen. Gefährdet waren primär Städte und Gemeinschaften, bei denen es etwas zu holen gab. So wurden in der ganzen Gegend Städte mit Befestigungsmauern umgeben und in den kleineren Dörfern wurden Türme errichtet, wohin sich die Leute bei Gefahr zurückziehen konnten. Signaghi, das Ziel unserer Reise, rühmt sich, die längste Mauer nach der chinesischen zu haben!

Bei der Rückkehr offerieren uns Sophia und Tochter Marina Brot, Käse und Wein. Er schmeckt uns sehr gut. Sein Aroma erinnert an die Americano-Trauben (Chatzeseicherli), wie sie im Tessin wachsen. Rosa Maria kocht zum Nacht Risotto mit geraffelten Rüeblen und Käse aus dem Duisital.

Am anderen Morgen besuchen wir das Tourismusbüro. Eine sehr freundliche junge Frau telefoniert für uns nach Signaghi (das „gh“ wird wie ein französisches „r“ ausgesprochen) und reserviert für uns ein Zimmer in Nanas Guesthouse.

Am nächsten Morgen fahren wir bei Regen los. In kontinuierlichem Auf und Ab geht es Richtung Signaghi. Der Regen lässt nach, aber dann passiert das Unglück: Die Felge am Hinterrad von Rosa Maria streift. Mit Entsetzen stellen wir fest, dass die Felgenflanke ein Stück weit aufgerissen ist. So können wir nicht mehr lange weiterfahren. Für den Schlussanstieg zum hoch über dem Tal gelegenen Signaghi reicht es gerade noch.

In Nana's Guesthouse, beziehen wir ein kaltes Eckzimmer mit vielen Fenstern auf den Platz. Der Zugang erfolgt über die Veranda im 1. Stock, die Velos stehen in ihrem Souvenirshop hinter dem Ladentisch. Dank einem elektrischem Ofen, den wir aus der „Bibliothek“ entwenden, werden unsere total verschwitzten Kleider doch noch trocken.

Beim Nachtessen lernen wir Barbara und Brad aus Vancouver (Kanada) kennen, beide etwas älter als wir. Sie haben vorher Armenien bereist und uns von ihren zwei abenteuerlichen

Reisen durch Aethiopien erzählt. Mit ihnen haben wir vereinbart, dass wir uns für 100 Lari (ca. 55 CHF) ein Taxi für einen Tagesausflug nach Davit Gareja teilen wollen.

Bei der anschliessenden Suche im Internet finden wir die wahrscheinlich einzige gute Adresse in Tbilissi, um eine neue Felge für mein Velo zu bekommen: Ein Mann namens Ronicha oder Khvicha soll im alten Velodrom eine Werkstatt haben. Wir werden am Montag mit dem ersten Sammeltaxi nach Tbilissi fahren und das Hinterrad mit der defekten Felge mitnehmen. Wir hoffen, dass wir noch am gleichen Tag mit der neuen Felge, frisch eingespeicht, wieder zurück nach Signaghi kommen.

Höhlenkloster Davit Gareja

Davit Gareja ist eine der ganz grossen Sehenswürdigkeiten Georgiens, welche ins 5. Jahrhundert zurückreicht. Doch schon die Fahrt zu dieser Felsenklosteranlage durch die Halbwüste an der Grenze zu Azerbeijan ist spektakulär. In der kargen Landschaft trifft man nur ab und zu auf Schafherden, die in der spärlichen Vegetation weiden. In der Ferne sieht man pastellfarbige Felsformationen. David Gareja ist ein grossräumiger Komplex von 15 Klöstern mit einer Vielzahl von verstreuten Kirchen und in den Fels gehauenen Höhlen, in welchen die Mönche lebten. Die Höhlen und Kirchen sind mit farbenfrohen Malereien reich geschmückt. Während der Zeit der Sowjetunion und den ersten Jahren der Eigenständigkeit Georgiens diente die Region als militärischer Übungsplatz, wodurch viele der Anlagen zerstört wurden. In den letzten Jahren wurde mit dem Schutz und der Restauration begonnen, und ein kleiner Teil dient wieder als Kloster.



Landschaft um David Gareja



Kloster von David Gareja



Felszeichnung in Eremitenhöhle von David Gareja



Landschaft um David Gareja



Landschaft um David Gareja



Felszeichnung in Eremitenhöhle von David Gareja



Felszeichnung in Eremitenhöhle von David Gareja



Landschaft um David Gareja

Unser Retter vom Velodrom

Früh am Montag fahren wir mit der Marshrutka von Signaghi nach Tbilissi. Unsere Zuversicht auf eine baldige Lösung ist in der Zwischenzeit wieder etwas gesunken. Am Vorabend trafen wir auf dem Heimweg vom Nachtessen einen Veloreisenden aus Dresden, der uns von Khvicha, dem Velomechaniker, nur Negatives zu berichten wusste. In Tbilissi eingetroffen, machen wir uns auf den Weg zum Velodrom, wo Khvicha seine Werkstatt hat. Der erste Anblick des Velodroms und der umliegenden Schuppen können unseren Mut auch nicht heben. Von Khvicha ist nichts zu sehen, dafür kurvt in der Mitte des Velodroms ein Fahrlehrer mit seiner Schülerin rum. Wir setzen uns auf die paar Plastiksessel der Tribüne und warten. Nach einer gewissen Zeit kommt die Fahrschülerin auf uns zu und fragt auf Englisch, ob wir Khvicha suchen. Anscheinend existiert unser Mann doch, denn der Fahrlehrer hat seine Telefonnummer und versucht, ihn anzurufen. Aber vergeblich. So warten wir weiter. Um uns die Zeit zu vertreiben, suchen wir den McDonalds an der Marjanishvili-Metrostation auf, der als einzig vernünftiges Menü ein WLAN anzubieten hat. Als wir nach ca. einer Viertelstunde wieder zum Velodrom kommen, ist Khvicha effektiv aufgetaucht. Aus seinem Gemisch aus Georgisch und Russisch, Händen und Füßen entnehmen wir, dass Khvicha sowohl Trainer wie Mechaniker auf der stillgelegten Rennbahn war. Sodann äussert er seine Wut über den georgischen Präsidenten Sarkatchwili, der die aus dem Jahre 1886 stammende Rennbahn aus Geldmangel schliessen liess. Im jetzigen Zustand würde ein Rennvelo auf dem holprigen, mit Gras und Büschen überwachsenen Belag kaum mehr als eine Runde überleben, und Khvicha wäre mit den Reparaturen ein sicheres Einkommen als Mechaniker garantiert.

Dann beginnt Khvicha zu zaubern: Zielstrebig führt er uns ans andere Ende des Ovals, öffnet einen alten Schuppen und fördert mit sicherem Griff eine 36-Loch-Felge ans Tageslicht. Auch in der Schweiz sind diese Felgen nicht gerade überall zu finden. Zurück in der Werkstatt macht er uns als seriöser Geschäftsmann einen Kostenvoranschlag. 500 US-\$ schreibt er auf einen Zettel und wartet unsere Reaktion ab. Doch bevor wir zum Protestieren kommen, rundet er den Betrag auf ca. 40 \$ ab und lacht verschmitzt dazu. Zur Beruhigung erwähnt er, dass er einem früheren Schweizerkunden mit 1000 \$ schockiert hätte. Dann beginnt er mithilfe eines zufällig anwesenden Kunden die Felge einzuspeichen. Wir unterhalten uns in der Zwischenzeit mit einem emeritierten Schwergewichtsboxer, ebenfalls ein Radfahrer und Kunde von Khvicha. Dieser spricht Englisch und ein wenig Deutsch, da er drei Jahre in Frankfurt trainierte.

Als es um die Feinzentrierung der Felge geht, stellt sich heraus, dass die Speichen zu lange sind. Inzwischen ist ein neuer Kollege von Khvicha eingetroffen, der die Felge wieder ausspeicht, während er sich in Tbilissi auf die Suche von kürzeren Speichen macht. Ein neuer Kunde taucht auf. Wir radbrechen auf Englisch, aber dann stellt sich heraus, dass der junge Mann die italienische Schule in Tbilissi besucht hat, und so sind die Sprachprobleme behoben. Er erzählt uns sehr Interessantes aus der georgischen Geschichte, gibt uns aber auch viele touristische Geheimtipps zu Sehenswürdigkeiten und Unterkünften. Als Khvicha mit den Speichen zurück kommt, wird auch dieser Kunde als Gehilfe eingespannt. So kommen wir schlussendlich zum ersehnten, neuen Hinterrad für Rosa Maria. Khvicha, der uns den Eindruck eines sehr versierten und erfahrenen Mechanikers gemacht hat, meint schmunzelnd, das Rad wäre nun so perfekt rund, dass die Fahrerinnen ob des ruhigen Laufes auf dem Velo einschlafen würde. Sollte dennoch ein Problem auftauchen, stünde er jederzeit zu unserer Verfügung, um uns aus der Patsche zu helfen. Als er hört, dass wir seine Dienste im Internet anpreisen werden, strahlt er stolz.

Hier noch seine korrekte Adresse: D. Uzdaze st. 89, (erste Querstrasse rechts zur Marjanishvilistrasse auf dem Weg von der Metrostation zum Fluss).
Mobiltelefon: +99599100459. cycling_georgia@yahoo.com.

Mit grosser Erleichterung und bereichert um ein paar weitere spannende Bekanntschaften machen wir uns mit dem neuen Rad auf die Suche nach dem Busbahnhof.



Eingang zum alten Velodrom von Tbilissi



Tribüne des Velodroms mit Grünzone



Leicht holpriges Oval des Velodroms



Khvicha beim Organisieren, Kunde beim Ausspeichen von Rosa Maria's Rad



Khvicha beim Anleiten des Kunden



Umspeichen auf die neue Felge



Khvicha beim Zentrieren der neuen Felge

Ein Tag voller Geschenke

Voller Freude, dass ich sorglos mit meinem voll bepackten Velo weiterreisen kann, fahren wir runter ins Alazani-Tal. Und wirklich, das Rad läuft ruhig wie eh und je. Ich bin beruhigt und einmal mehr dankbar, dass wir einen so erfahrenen und hilfsbereiten Spezialisten wie Khvicha gefunden haben.

Heute ist die Klosteranlage Nekresis bei Kvareli unser Ziel.

Im ersten Dorf halten wir vor einem Schuppen, wo es unwahrscheinlich gut nach frischem Brot duftet. Wir betreten die Backstube und bewundern den Bäcker, wie er gerade die heissen Laiber aus dem im Boden versenkten, kreisrunden Backofen heraus angelt. Die Teigstücke werden nämlich zum Backen an die Wand des Ofens geklebt. Das Brot, das wir kaufen wollten, wird uns geschenkt. Wir verzehren es hungrig am Strassenrand, da Nana uns ohne Frühstück auf den Weg geschickt hatte. Sie habe kein Gas mehr in der Küche, lautete die Erklärung. Während ich im Laden neben der Bäckerei Wasser kaufe, wird Reto von einem älteren Mann eingeladen, seinen Wein zu kosten. Ich werde ebenfalls dazu geholt. Mit einem Kessel wird der Wein aus einem tiefen Loch im Boden heraufgeholt. Von den wortreichen Erläuterungen verstehen wir leider wieder nichts. Schade, dass wir so wenig Georgisch sprechen! Der etwas trübe Wein schmeckt kräftig, doch scheint er sehr wenig Alkohol zu enthalten. So genehmigen wir uns zum späten Frühstücksbrot ein Gläschen. Auf der Weiterfahrt spüren wir jedoch, dass unsere Beine etwas weicher geworden sind....

Später kaufen wir vor der Durchquerung des Alazani-Tals bei einer freundlichen Frau Trinkyoghurt und wieder Wasser. Sie spricht ein wenig Englisch und wünscht uns Glück für die Weiterreise. Die nächst grössere Ortschaft ist Kvareli. Dort wollen wir für das Nachtessen einkaufen. Bei einer Gemischtwarenhandlung mit Gemüse in der Auslage zur Strasse suche ich Auberginen, Tomaten, Zwiebeln und Kartoffeln aus. Bei der Frage nach dem Preis („ra ghirs?“ - ein absoluter Zungenbrecher mit dem französischen r in der Mitte) schüttelt die Frau den Kopf und schenkt uns die Zutaten zu unserem Nachtessen.

Der Kloster Nekresis liegt wieder hoch über dem Tal. Die Fahrräder geben wir einem alten Mann in Obhut, während wir zu Fuss den steilen Weg (20% auf ca. 2 km) in Angriff nehmen wollen. Doch da werden wir von einem Georgier aufgefordert, mit ihm zu kommen, wir sollten vorher noch etwas essen. Er bringt uns zu einem langen Picknicktisch, an welchem ein Riesengelage stattfindet. Wir werden laut und herzlich zum Sitzen aufgefordert und mit den verschiedensten Sorten Fleisch gestärkt. Dann werden auf unser Wohl Trinksprüche ausgesprochen. Die Frauen wollen mit uns fotografiert werden. Es herrscht eine fröhliche Stimmung. Aus einem Autoradio wird Musik abgespielt und einige beginnen zu tanzen. Leider ist auch hier die Verständigung schwierig. Doch wir verstehen, dass die älteste der Frauen uns zu sich nachhause zum Übernachten einladen will. Jemand spricht ein paar Worte Englisch. Es ist uns angenehm, dass unsere Ablehnung verstanden und akzeptiert wird.

Inzwischen ist es mehr als fünf Uhr geworden, und wir nehmen den Aufstieg unter die Füsse. Schon nach ein paar Hundert Metern hält ein Lastwagen mit Baumaterial. Wir werden zum Aufsteigen aufgefordert. Oben haben wir die schöne Anlage, die zur Zeit renoviert wird, fast für uns alleine. Die Aussicht ist grossartig. Wir suchen von oben einen Platz für die Nacht. Unten angelangt, finden wir eine schöne Wiese hinter dem Besucherparkplatz. Schon begrüßen uns zwei drei Hunde. Zum Glück sind sie nur neugierig und lassen uns bald in Ruhe. Arbeitsteilung wie gewohnt: Reto stellt das Zelt auf, ich kümmere mich um das

Nachtessen. Wieder einmal schlafen wir tief und ruhig in unserem Zelt, aus respektvoller Distanz bewacht von unseren vierbeinigen Freunden.

Am folgenden Tag reisen wir weiter über Gremi nach Telavi und nehmen den Aufstieg zum Gombori-Pass in Angriff. Unser Nachtlager liegt in einem wunderschönen alten Wald in der Nähe des Shuamta-Klosters, welcher auch als Picknickplatz dient. Leider ist er über und über mit Abfall verunstaltet. Doch haben wir keine andere Wahl, es ist schon spät, und bald wird es dunkel. Der Platz ist von einer Horde Hunden bevölkert, die uns anfänglich zu ignorieren scheinen, doch nachts streichen sie bellend um unser Zelt. Ich bin so müde, dass ich gleich wieder einschlafe.



Bäckerei-Reklame